



Blättern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn
2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken,
übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papp Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Aposto-
lischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten
von Bräun, Brünn, Graz, Leitmeritz, Stuz, Olmütz, Warburg, Trient und Wien und Bruderkontrakt des Generaloberen.

Heft 12

Dezember 1935

XXXVIII. Jahrgang

Verhältnis der Bapedi zu den Weißen.

Von Br. August Cagol.

Härte der Europäer.

In der britischen Proklamation von 1842, die Natal seine politische Verfassung gab, heißt es: „Vor dem Auge des Gesetzes soll es keinen Unterschied der Person geben wegen Farbe, Abstammung, Sprache oder Bekenntnis; hingegen soll der Schutz des Gesetzes im Buchstaben und in der Wirklichkeit allen gleichermaßen gewährt sein.“ Das „Grundgesetz“ (Grundgesetz) der Transvaal-Republik von 1858 erklärte hingegen: „Das Volk wird keine Gleichheit dulden zwischen farbigen und weißen Bewohnern, weder in der Kirche, noch im Staate.“ Obwohl beide Regierungen von verschiedenen Grundsätzen geleitet waren, haben sowohl Briten wie Buren eine scharfe Linie gezogen im gesellschaftlichen Verkehr zwischen Weißen und Schwarzen, die Buren mehr als die Briten.

So finden wir denn bei der Mehrzahl der Europäer Südafrikas Rassen- oder Farbenvorurteile. Die Holländer des 17. Jahrhunderts hatten es mit sich gebracht, und es lebt fort in den heutigen Buren und hat sich auch andersstämmigen Weißen mitgeteilt.

Vom Beginn der holländischen Siedlung im Kaplande her rührt die Klage über Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande

und das unerwünschte Zufließen der Eingeborenen (Hottentotten) zur Stadt. Die letzteren waren vor die Wahl gestellt, entweder sich mit einem lächerlichen Lohne im Farmdienst zufriedenzugeben oder dem flachen Lande den Rücken zu kehren und ihr Glück in der Stadt zu versuchen. Denn die gesamte Bodensfläche war bald unter die weißen Siedler verteilt, und kein Farbiger konnte gesetzlich Grundbesitz innehaben, noch von den Früchten der Erde leben, die er nicht gebaut. Die arbeitslosen Eingeborenen wurden als Landstreicher bezeichnet, die gezwungen werden konnten, bei einem Farmer zu arbeiten, der Knechte brauchte. Das war der Anfang des heutigen Passwesens für die Eingeborenen in Südafrika.

Viele Weiße sind heute noch der Ansicht, die Eingeborenen seien von Gott bestimmt, für immer die Diener und Knechte der weißhäutigen Edelrasse zu sein. Anders sind die Schwarzen eine Störung, eine Plage, eine Pest. Andere wieder gestehen ihnen nicht einmal den Besitz einer Seele zu.

Vielen Europäern macht das dreifache zahlenmäßige Übergewicht der Eingeborenen Bedenken. Sie fürchten eine künftige schwarze Vorherrschaft, eine Gefahr

für die europäische Zivilisation im Lande. Daher ihre Abneigung gegen die Erziehung der Bantu; daher der Wunsch nach gebietsmäßiger Absonderung. Die Schwarzen sollen „ihren Platz wissen“ und dort gehalten werden. Dieser „Platz“ ist niemals genau bestimmt worden, scheint sich aber im Geiste dieser Gemütsmenschen von der Sklaverei früherer Tage wenig zu unterscheiden.

Im allgemeinen ist unter den Weißen die Ansicht gang und gäbe, die Eingeborenen seien große Kinder. Aber dann haben diese Anspruch auf alle die Rechte, die man Unmündigen zugestehet, als da sind: Schutz, Erziehung, Führung, Ermunterung, Gerechtigkeit und Freundlichkeit.

Die Europäer verstehen gemeiniglich nicht die Sprache der Eingeborenen und noch weniger deren Denkungsart; sie erwarten von ihren schwarzen Dienern eine fast europäische Erfahrung und Tüchtigkeit und verurteilen ohne Gnade deren Beschränktheit und Ungeschicklichkeit, während gleichzeitig den Schwarzen viele Vorrichtungen, Einrichtungen und Gebräuche der Weißen fremdartig und rätselhaft vorkommen.

Manche Farmer sind herzlos in der Anwendung des „Landgesetzes“. Ein Eingeborener klagt darüber: „Von allen gegen die Eingeborenen gerichteten Gesetzen hat keines so viel Unheil angerichtet wie der „Land Act“ von 1913. Er hat das Leben der Eingeborenen an der Wurzel getroffen, indem es uns unserer alten Beschäftigung des Viehzüchtens und des Bodenbaues enthob, so daß wir unsere angestammte Beschäftigung nur mehr als Diener der Weißen und zu deren Gewinn ausüben können.“ Infolge des Landgesetzes hatten manche Eingeborene unter unmenslichen Bedingungen in das Arbeitsverhältnis zu Farmern zu treten; andere hatten mit ihren Familien und ihrem

Vieh fortzuwandern und gerieten dadurch in Armut und Elend. Eine große Anzahl von Eingeborenen verließ das Familienleben und zog in die Städte, um dort die Zahl der Arbeitslosen zu vermehren. Viele von ihnen gerieten auf die Bahn des Verbrechens.

Manchen weißen Farmern erscheint das Leben eines Eingeborenen so minderwertig, daß sie sich nicht scheuen, wegen geringer Verfehlungen zur Feuerwaffe zu greifen und selbst „Gerechtigkeit zu üben“.

Es finden sich aber auch wahre und warme Freunde der Schwarzen unter den Europäern Südafrikas, die wünschen, daß ein besseres Verständnis zwischen den beiden Rassen sich anbahne und die Interessen der Eingeborenen eine gerechte Vertretung und Förderung finden. Diese Bewegung erstarkte besonders in der Nachkriegszeit und führte zur Errichtung von „Joint Councils“, d. i. von beratenden Körperschaften, die aus Europäern und Eingeborenen bestehen.

1921 kam zu Johannesburg der erste Joint Council zustande. Die Ziele des Joint Council sind folgende: 1. Gelegenheit zu geben zu freiem Gedankenaustausch zwischen Europäern und Eingeborenen zum Zwecke der Förderung besseren gegenseitigen Verständnisses und der Zusammenarbeit; 2. die Beziehungen zwischen den beiden Rassen zu studieren; 3. das öffentliche Interesse an den Beziehungen zwischen den beiden Rassen zu wecken durch Versammlungen, Besprechungsgruppen, Benützung der Presse und anderer zweckdienlicher Mittel; 4. beizutragen am Zustandekommen einer Gesetzgebung und Verwaltung, die wirkliche Gerechtigkeit übt zwischen Europäern und Bantu; 5. behilflich zu sein in der Errichtung von gesellschaftlichen Einrichtungen für Eingeborene.

Bauer Ruchter hält Abrechnung.

(Schluß.)

Nachbar- und Verwandtschaft war sich eins gewesen, zu seiner bedachtsamen Art gehörte eine kraftvolle, verständige Bäuerin. Die frische Christine aus der Säge-

mühle sei die Rechte. Sein Herz und Sinn waren für die zarte, blauäugige, ein wenig kränkliche Wegbauers Luise gewesen. Weil das aber nicht sein konnte, war's ihm

gleich, welche. Christine hatte mit den Zügeln des Hauswesens zugleich nach dem Wirtschaftszepher gegriffen. Um des Friedens willen hatte er es ihr gelassen. Er hatte wieder Zeit zum Sinnieren bekommen. Die verstaubte Geige wurde wieder seine Vertraute. Was er über Tag in sich hineinschwieg, sie verriet es feierabends unter der Hauslinde, sonntags auf weiten Waldgängen, die er erst einsam, später mit Christel machte. Die war auch wieder ein Haselreis unter Jungeichen. Fast unglaublich erschien es ihm zuweilen, daß die drei Jungen, die hoch und stark in seiner Stube aufwuchsen, seines Blutes seien. Aber dann spannten sich seine Muskeln, er schritt aufrecht über die Vätermarken, er schwang kraftvoller das Saatkorn über den Lenzacker, er schaute weitsichtiger aus nach Neuland für die beiden Nachgeborenen. Christine hatte recht, für die Eigenen hatte er gut gesorgt. Für Wendel hatte er mit schöner Anzahlung ein Mustergut erworben. Lorenz heiratete in der Waldmühle ein. — Aber die andern, die an der nächsten Straßenwende um die Schnitte Brot rangen, die mit lechzenden Augen um die Ränder seiner fruchtbaren Marken strichen, die die Halme von seinen Erntefeldern auflassen? Wohl hatte er damals in der grauen Hungerzeit manchem blassen Weib und Kind, denen Christine an der Niedertür nein gesagt hatte, an der Ober- tür ja gesagt. Den Waldbauern hatte er heimlich ihr Stockholz zum Taglohn gegeben, den Mähern sommerlang zum Verdienst noch Futterklee und Ziegenweide zugewiesen. Aber war ihm je der andere und dessen Sache so lieb gewesen wie seine eigene? Doch, einmal. Ohm Martin war in großer Not. Der Dorfkrämer hatte Marie, die Pflegerin seines gichtigen Alters, zur Hausfrau begehrt. Da hat er ihm das Vermächtnis seines Anwesens zu ihrer Versorgung angeraten. Aber Christine hat es sieben Jahre später in seinen letzten dämmerigen Tagen für Christel, sein Vatenskind, zurückerrungen.

„Vater!“ Der grübelnde Mann zuckte zusammen. Christel stand vor seinem Bette. Nie hatte er sie so als Trostgeist begrüßt als in dieser Nacht. „Mädchen, gut daß du da bist!“ — „Still!“ Sie legte den Finger

auf den Mund und wies zur Nebenkammer. „Ich konnte nicht schlafen. Immer hörte ich dich murmeln. Warum schläfst du nicht, Vater?“ Er sah sie groß und schweigend an, daß ihr angst wurde, und sagte langsam und feierlich: „Christel, siehst du die Ewigkeit in meinen Augen?“ — „Sprich doch nicht so traurig, Vater. Ich hab' ja keinen Menschen mehr, wenn du von mir gehst.“ — „Denk an meine Seele, Christel, die dich ansieht“, fuhr er unbeirrt fort. „Sie ist die Ewigkeit — meine Ewigkeit. Das habe ich immer gewußt. Wir alle wissen es, aber wir tun, als wüßten wir's nicht. Was war's für ein Aufhebens damals, als meine Schwester nach Amerika fuhr. Und das war nur für eine kleine Weile gegen meine Fahrt ins ewige Land. Christel, solange du in meines Vaters Hause ein und aus gehst, sieh nicht an dem Spruch vorbei, den der Stützpfosten trägt.“ Seine Stimme wurde fern: „Wir bauen hier auf Erden fest — und sind allda nur fremde Gäste; doch wo wir sollen ewig sein — da bauen wir so wenig ein.“ — „Vater, qual dich nicht so!“ schluchzte Christel



Katholisches Zulumädchen. Grassalme versehen die Stelle von Haarnadeln.



Eingeborenenhütten in Nordkap bei Barberton.

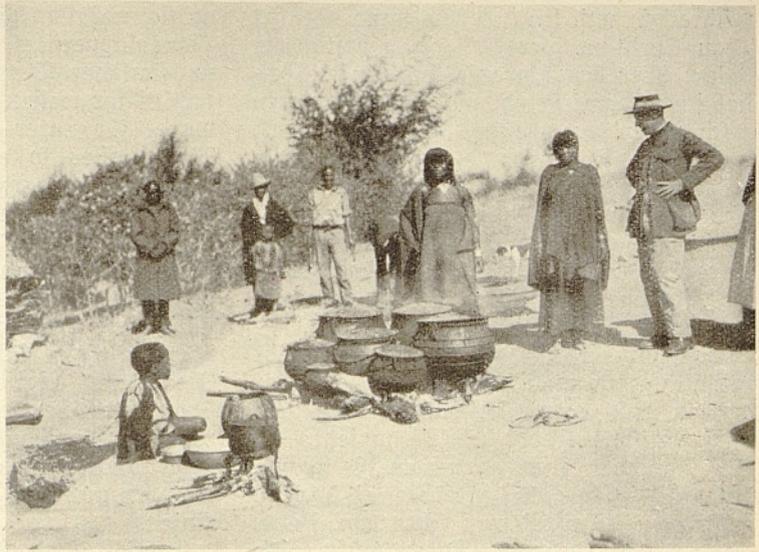
und griff nach seinem Puls. Der zuckte unruhig, wie ein flatternder Vogel zwischen zwei Nestern. „Du hast doch hier wie dort eingebaut. Ich weiß es.“

„Hol mir das schwarze Kästchen aus der Truheneinlage“, befahl er fast streng. Sie brachte es. Ein Schlüsselschen knirschte. Er drückte auf eine Feder. Der hohe, braune Boden ließ sich aufheben. Er zog ein Papier heraus. „Dies, Christel, ist zweihundertzwanzig Mark wert. Die schickst du dem ältesten Sohne des Bantes. — Er lädt es mir auf, daß sein Vater in der Stadt verkommen ist, weil wir ihm damals den halben Morgen Bauland nicht gelassen haben. Der Sohn will gern nach hier zurück. Der Stellhofer gibt ihm einen Morgen Land billig — und läßt ihn auch bei sich arbeiten. Gott mag mir gnädig sein, daß ich's besser nicht wieder gutmachen kann. — Und dieses Papier gilt zweihundert Mark. Das bringst du der Walker-Witwe. Ich hab' ihr damals Mitweide für ihre Kuh versprochen und nicht gehalten um des Friedens willen. Christel, es gibt einen Frieden, der ist Schuld. Da muß das Schwert sprechen. Ich habe es zu unrechter Zeit in der Scheide gelassen.“ Christel schlug die Hände vor das schneeweiße Gesicht. Dies war furchtbar. Ihr Vater — an dem sie kaum je eine Makel gesehen! „Die Walkerfrau soll zum alten Teipel gehen“, sagte er. „Der läßt sie für dieses Papier ihre paar Jahre mithüten.“ — „Vater, das kann doch auch unser Fritz.“

— „Still! Und diese fünfzig Mark gibst du der Grete als Patenkleid für das Kind. Selber bringst du's ihr. — Es ist ja nur ein bißchen armseliges Geld. — Aber es hängen für Menschen manchmal Himmel oder Hölle dran. Sag ihr, sie soll vergessen, daß die Ruchters Steine auf sie geworfen, sie so schwer gekränkt haben.“ — „Das hat sie längst getan, Vater. Ich war gestern bei ihr, und ich gehe auch morgen vor der Musikstunde wieder hin. Ich wußte nicht, ob es dir recht war, darum verschwieg ich es dir. Vater, zum ersten Male habe ich erlebt, wie Leid und — auch Schuld Menschen läutern können.“ Eine leise Entspannung ging durch das furchige Gesicht des alten Bauern. Christel wischte ihm den Schweiß von der hohen, hagern Stirn und strich ihm beruhigend über das spärliche schneeweiße Haar.

„Nun mußt du aber ruhen, Vater. Ich singe dir ganz leise dein liebstes Lied: ‚über allen Wipfeln ist Ruh!‘.“ — „Nein, nein, es ist noch keine Ruh! Da ist noch der dunkle Berg — der muß noch abgetragen werden. Das kannst nur du, Christel.“ — „Ich?“ — Ruchter tastete nach ihrer Hand und preßte sie krampfhaft. „Christel, du weißt, ich war kein Bauer, wie mich die andern gern gesehen hätten. Ich habe wohl mit Liebe mein Feld bebaut, aber ich habe auch das Pflügen im Herrgottsland nicht lassen können. Mein Großvater, der alte Lehrer, hatte es mir vererbt — und ich habe es an dich weitergegeben. Christel,

Die Küche im Freien.



soll ich um ein Stück irdisches Erdreich meine ewige Scholle verspielen?“ Christel preßte erschrocken seine Hand. „Um Gotteswillen, Vater, nein! Aber — ich glaube, du sprichst irre.“ Er zog unsicher ein gefaltetes Papier aus dem Beheimfach. „Christel, du weißt, daß du Ohm Martins Erbin bist?“ — „Ach ja. Warum eigentlich? Ich werde doch nie in seinem Hause wohnen; die ehrwürdige Mutter Lucia in Ehrfelden wartet ja schon auf mich. Der Marie hätte es gehören müssen. Sie hat sich beim Ohm rein aufgerieben. Alle Welt hat's ihm verdacht, daß er's ihr so gemacht hat.“ — „Gott sei Dank!“ seufzte er erlöst. „Hier dies ist das Vermächtnis — das der Ohm in verständigen Tagen gemacht hat.“ Christel las. In das weiße Mädchengesicht stieg langsam heißes Rot. War es Zorn oder Weh? Oder beides? Ihre Hand krampfte sich heftig in das Papier, als sie fertig war. „Vater, und das sagst du mir erst heute? Die Hände möchte ich mir waschen, weil sie unrechtes Gut angerührt haben. Wenn das der düstere Berg ist — so ist er schon abgetragen.“

Sie huschte hinaus. Er hörte die Treppe knarren. Nach einiger Zeit war sie wieder da, ein Blatt in der Hand. Mit gedämpfter Stimme las sie vor: Die Unterzeichnete, Christel Ruchter zu Kaltental, gibt Nachstehendes zu wissen der Gerichts-

barkeit: Laut Testament vom St.-Michaels-Tage (29. September) 1930 vermachte mir der Vetter meines Vaters, Bauunternehmer Martin Ruchter, sein im Lindenacker gelegenes Haus mit Garten und dreizehn Morgen Land. Der Erblasser hatte dieses selbe Anwesen durch Testament vom 2. Mai 1923 bereits Fräulein Marie Kalst verschrieben, die ihm in jahrzehntelanger Krankheit ihre Kraft und Jugend und ihre Lebensversorgung geopfert hat. Dieses Testament verfaßte der Erblasser bei klarem Bewußtsein, das zweite hingegen mit getrübbten Sinnen, zwei Tage vor seinem Tode. Ich gebe darum mit diesem Vermächtnis mit allen Rechten an die rechtmäßige Erbin Marie Kalst zurück. Nur die gute alte Geige, die er mir schon bei Lebzeiten versprach, bitte ich mir lassen zu wollen. Die Heiligste Dreifaltigkeit ist Zeuge, daß das Obige richtig abgefaßt ist und nach dem Willen des Erblassers ausgeführt werden soll. Kaltental, am 15. März 1930. Christel Ruchter. „Kind, dies segne dir Gott!“ Ruchter ließ sich, wie um Berge erleichtert, in die Rissen fallen. Es war, als hätte sich seine letzte Kraft in diesem letzten unerbittlichen Wollen erschöpft. Die Augen fielen ihm zu. Aber er raffte sich nochmals auf. „Bring es gleich morgen — dem Gerichte.“ — „Was habt Ihr mit dem Gerichte?“ Die beiden fuhren

erschrocken auf. In der Tür stand verstört Frau Christine. Der Bauer zog hastig das Laken über das schwarze Behältnis. Christel steckte die Hand mit den Papieren rasch unter den weiten Umhang, den sie bei ihrem nächtlichen Wachen trug. Aber die Bäuerin hatte es doch gesehen. „Was sind das für Heimlichkeiten hinter meinem Rücken? Zeig her.“ Christel hielt die Papiere fest an sich gepreßt. „Laß doch, Mutter“, stammelte sie bleich. „Es sind Sachen, die nur den Vater und mich angehen.“ — „Das habt ihr allezeit gesagt, wenn ihr heimlich gegen mich schafftet. Ich kann mir denken, was er wieder hatte.“ Sie griff nach Christels Hand. „Willst du jetzt —!“ Ein ächzender Laut kam vom Bette her. Frau Christine fuhr zu Tode erschrocken zusammen. Christel war schon am Bette. „Vater!“ Er hob die Augen nicht. Sie waren zugefallen zwischen Zeit und Ewigkeit. Christel stammelte immer wieder seinen Namen, sie lauschte auf seine mühsamen Atemzüge. Er schien nicht mehr zu wissen, daß er eben seine zeitliche Abrechnung gehalten hatte. Die ewige nahm schon all sein Sinnen gefangen.

Frau Christine hatte noch nie so knapp an der Schwelle von Leben und Tod gestanden. Sie sah mit fahlem Gesicht und schreckweiten Augen Christel zu, die die Stirn des Vaters mit Wein rieb und ihm tröstend und beruhigend zuflüsterte. Die Blätter lagen gelöst auf den Dielen. Die Bäuerin schauerte zusammen. Sie hätte sie

an sich nehmen können, aber sie hatte das zähneklappernde Empfinden, als ob ein unheimlicher Bierterp in der Kammer sei und es ihr mehre. Und — merkwürdig, es wurde ihr unter dieser fremden strengen Macht alles so eigen gleichgültig. Auch Christel war ganz von den Schauern der übernatürlichen Gebannt. Sie wußte nicht, daß sie die wichtigen Dokumente hatte fallen lassen. Beide dachten sie nicht daran, die Hausleute zu wecken. Christel merkte auch nicht, daß der Vater den großen Schritt über die ewige Schwelle schon getan hatte. Sie beteten, Christel in lautloser Inbrunst, Frau Christine rief keuchend und beschwörend die Vierzehn Nothelfer an. Der große Augenblick war lange vorüber, da lagen sie noch vor dem Entschlafenen auf den Knien.

Endlich stand Christel auf und weckte die Brüder. Da sah sie die Blätter auf den Dielen liegen. Sie hob sie auf und hielt sie der Mutter hin. „Willst du sie lesen?“, fragte sie mit zuckendem Munde. „Dann tu' es im Angesicht des toten Vaters.“ Frau Christine erhob sich aus ihrer zusammengekauerten Haltung und sah fremd um sich und auf den stillen Gefährten ihres betriebsamen Lebens, der ihr an seinem letzten Meilensteine die letzten Rätsel seiner seltsamen Seele aufgegeben hatte. Und dann blickte sie auf ihre — nein, seine Tochter, die er selber war. Schreckbar Aufgewühltes starrte aus den Augen des Mädchens. Hatte der Entschlafene einen Teil ihres



Das Krankenhaus der
Missionsstation Glencowie.

Seins mitgezogen über die ewige Schwelle? Sie hob die Hand abwehrend gegen sie: „Laß das. Du bist wie er. Er soll Ruhe haben.“ Christel legte der Mutter weinend die Papiere hin. „Sag ja zu seinem letzten Willen, Mutter, dann wird er für ewig Ruhe haben.“ Die starke Frau

straffte sich innerlich und sah unsicher über die Unterschriften und Siegel der Dokumente. Ein schwerer Atemzug, ein kaum merkliches Nicken — und sie stand auf und sprengte geweihtes Wasser über den friedlichen Toten. „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und dein ewiges Licht leuchte ihm!“

Umschau.

Ein großes Hindernis für das Missionswerk in Südafrika sehen auch viele protestantische Missionäre in dem übermäßigen Biergenuß der Eingeborenen. Das Getränk wirkt um so schlimmer, als es vielfach verfälscht in den Handel gebracht wird. In manchen Fällen wurde das Vorhandensein von Branntwein, Cayennepfeffer, Tabak und Vitriol in dem Getränk festgestellt. Aber sonst ist die Herstellung eine so einfache, daß die meisten Familien Brauer und Verbraucher zugleich sind.

Das Bier ist nicht mehr wie früher das Vorrecht der älteren Leute; Jugendliche von 12 und 13 Jahren aufwärts tun es den Erwachsenen zuvor. Tage und Nächte lang werden Gelage gehalten.

Die Folgen sind furchtbare. Messerstechereien, Totschlag sind an der Tagesordnung. Dem Farmer, der die Gelage besonders nach einer guten Raffernkorn-ernte dulden muß, graut schon bei dem Gedanken an das, was daraus wieder entsteht. Von Sparsamkeit ist keine Rede mehr; alles wird bis auf den letzten Groschen vertrunken. Natürlich hat die über-

mäßige Inanspruchnahme des Getreides zu Brauzwecken eine Verminderung des Brotgetreides zur Folge. Dieses muß nun teuer gekauft werden. Der Steuereintreiber kommt und holt das Vieh aus dem Stalle, um es zu Schleuderpreisen zu verkaufen.

Geradezu niederschmetternd sind die Wirkungen der Trunksucht auf religiös-sittlichem Gebiet. Ein Vertreter der holländisch reformierten Kirche macht seine Blossen zu der Angabe der Methodisten, die erklären, eine viertel Million Eingeborener als Mitglieder und Anhänger zu besitzen, die nach ungeschriebenem Gesetz alle Totalabstinenten seien. Für wieviele Tausende mag dieses Gesetz toter Buchstabe sein?, fragt unser Gewährsmann.

Die vielen Sekten, die sich gegenseitig Konkurrenz machen und bekämpfen, wagen es nicht, energisch gegen ihre trunksüchtigen Mitglieder vorzugehen aus Angst, sie zu verlieren. So verlangt zum Beispiel die holländisch reformierte Kirche Abstinenz, aber nur dort, wo sie ganz allein herrschend ist.



Eine Außenschule von Mariatrost.



Ausreise in die Mission. Am 7. Oktober haben von Hamburg aus drei Patres und drei Brüder die Reise nach Südafrika angetreten. Von links nach rechts: P. Reiterer, P. Höfer, P. Lechner; Br. Pöllbauer, Br. Eigner, Bruder Gruber.

Bei den erwähnten Verbrechen gegen das fünfte Gebot bleiben die Trinker des mit Branntwein gemischten Kaffernbieres nicht stehen. Es kommt zum Stehlen, Rauben, zu Unsittlichkeiten aller Art. Und allenthalben macht sich in den Gotteshäusern als eine Folge des Lasters, das besonders am Wochenende und Sonntag blüht, eine gähnende Leere bemerkbar.

Und die Abhilfe? Sie kann keineswegs von den Kreisen kommen, die wirtschaftlich am Fortbestand des Geschäftes interessiert sind. Ist doch der Verkauf des Kornes eines der erträglichsten Geschäfte in Südafrika. Viele Händler geben jungen Leuten zum Bierbrauen Getreide soviel sie wollen, mit der einzigen Verpflichtung, sofort nach dem Trinkgelage zu zahlen.

Viele, auch Christen, treibt die Armut dazu, in die Reihen dieser Krämer und Seelenverführer einzutreten.

Kein Zweifel, der Staat kann viel tun. Nicht durch Öffnung staatlicher und städtischer Bierhäuser. Das ist nur eine halbe Maßnahme; immer bleibt daneben noch der unerlaubte zügellose Handel mit allen möglichen alkoholischen Getränken. Das strikte Verbot, die Prohibition, würde nur helfen, wenn durch weitere Verwaltungsmaßnahmen auch der verschleierte Verkauf unterbunden werden könnte, wenn der Widerspruch aufhören würde, daß man das gegorene Korn zu kaufen erlaubt, aber die Benutzung zu Bier bestraft. Die Methode, möglichst viel andere unge-

fährliche Erfrischungen zu bieten, verspricht eher Erfolg.

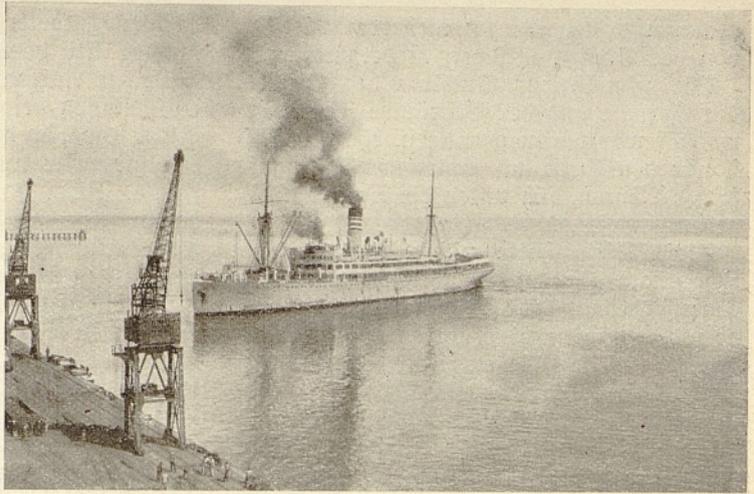
Schließlich aber — und hier wird auch der Katholik zustimmen — wird die Reform, die Lebensänderung, beim Missionär selbst, beim Lehrer einsetzen müssen. Die Mäßigkeit oder Abstinenz muß vorgelebt werden.

Ein Katholik müßte selbstverständlich auch auf die Gnadenschätze der Kirche hinweisen, auf die Kraft, die vor allem aus dem Sakramentenempfang dem Gläubigen zufließt.

China. (Ermordung eines Missionärs.) Der tragische Tod des Paters Brion lenkt die Aufmerksamkeit der Welt wieder auf das Land der Lolos, denen der Missionär zum Opfer fiel.

In der Südwestecke Chinas gelegen, stellt sich diese gebirgige Landschaft als äußerst schwer zugänglich und passierbar dar. Die Bewohner heißen eigentlich No-So; der Name Lolo rührt ebenso wie die Landesbezeichnung Leang-shan („Kalte Berge“) von den Chinesen her. Das Bergvolk hat sich seine Unabhängigkeit gewahrt. Es zerfällt in eine Reihe von Stämmen, die alle eine selbständige Regierung haben und durch eine Art Feudalsystem zusammengehalten werden. Die Lolos haben sich selbst den Namen „Schwarzknochen“ beigelegt, um sich von den in ihren Diensten stehenden Sklaven und Knechten zu unterscheiden. Die dunkelgebräunte, kriegerisch stolze Rasse ist von

Der Dampfer Nyassa, auf dem unsere acht jüngsten Missionäre die 40tägige Seereise zurücklegen.



der chinesischen verschieden und eiferfüchtig auf ihre Unabhängigkeit bedacht. Sklaven und Knechte sind chinesischer Herkunft. Mehr oder minder lang in der Gefangenschaft befindlich, haben sie Sitten und Gebräuche, sogar Sprache und Religion ihrer Herren, der Schwarzknochen, übernommen. Numerisch überwiegt diese Unterschicht. Sie steht zu der Herrschicht im Verhältnis 10 : 1.

Von Zeit zu Zeit werden von den Lolos auf chinesischem Boden Razzien veranstaltet, Männer und Frauen weggeführt. Man behält sie oder verkauft sie an einen anderen Stamm. Einmal im Lande, dürfen diese Geraubten es nicht mehr verlassen. In der ersten Zeit werden sie sehr streng gehalten, eine Strenge, die nach und nach je nach dem Grad der Anstelligkeit und Anpassungsfähigkeit eine Milderung erfährt. Haben die Gefangenen sich völlig mit ihrem Los abgefunden, steht ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung fest, so tritt auch eine entgegenkommende Behandlung ein. Sie werden die Wirtschaftler ihrer Herren.

Diese menschlichen Treibjagden haben die Lolos nach ihrem eigenen Geständnis bei den Chinesen eingeführt, um so eine Bezahlung ihrer Schulden zu erreichen.

Die Chinesen, sagen sie, haben unser Land weggenommen und uns daraus verjagt. So kommen wir von Zeit zu Zeit als Nutznießer wieder. Wahr ist, daß die Chinesen überall im Lande den besten Boden besitzen

und die Nichtchinesen in die Berge Szechwans und andere arme Striche verdrängt haben.

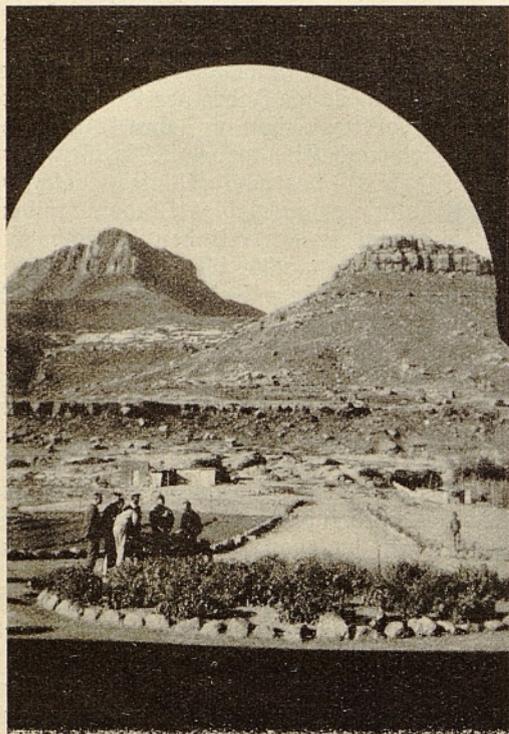
Die Lolos hatten noch keine Kunde vom Evangelium, als P. Brion von den auswärtigen Pariser Missionen sich zu ihrer Bekehrung entschloß. Man muß sagen: er ging nicht blind, ohne Überlegung auf dieses Ziel zu. Lange Jahre der Vorbereitung gingen voraus. Schon im Jahre 1913 wurde P. Brion nach Kien-wei und Ma-pien, dem Grenzdistrikt des Lologebietes, geschickt. Dort konnte er ausgiebige Studien treiben.

Er freundete sich mit den benachbarten Lolos an und machte öfters zunächst kleinere, dann größere Fahrten in ihr Land. Schließlich konnte er es wagen, in das Innere vorzudringen. Die Barbaren boten ihm dabei Gastfreundschaft an, öfter aber mußte er auch unter freiem Himmel nächtigen. Im Jahre 1922 konnte der Missionär den Norden des unabhängigen Gebietes durchstreifen, später sogar bis ins Herz des Landes vordringen. Er ging auf den Vorschlag ein, das ganze Lologebiet bis nach Ning-yuan, der westlich gelegenen Hauptstadt Kien-changs, zu durchqueren. Überall wurde er aufgenommen und verpflegt, manchmal sogar als Vorzugsgast behandelt. P. Brion tat seinerseits für die Lolos alles, was er konnte. Er teilte Arzneimittel aus und nahm sich um die Kranken an. Seine Kuren machten ihn bekannt. Er wurde eingeladen, sich im Innern des Landes bet

dem mächtigsten Stamm, mehrere Tagereisen von der Grenze entfernt, niederzulassen.

Ein zehnjähriges Studium des Landes, der Sprache und der Gebräuche seiner Bewohner war vorausgegangen, ehe der Missionär den Entschluß faßte, mit Erlaubnis seiner Oberen, sich unter die Lolos zu begeben.

Diese Bitte hatte nichts Außerordentliches nach all dem vorsichtigen, planmäßigen Vorgehen. Der Missionär war zudem ob seiner kühlen, klug abwägenden Art bekannt. Mit dem Segen seines Bischofs, des Apostolischen Vikars Renault von Sui, verließ er Juli 1931 seinen Distrikt und ließ sich drei Gebirgstagereisen entfernt in Kua-ten-pin auf einem Hochplateau von 1600 Meter nieder. Dort baute er ein Haus, nachdem er vom Stamm der Che-peu Grund und Boden erworben und deren Schutz zugesichert erhalten hatte. Dieses Schutzverhältnis, nach Landesfittte unentbehrlich, bestand in der Anwesenheit von drei



Landschaftsbild bei Pietretief im Süden der Präfektur Lydenburg.

„Schwarzknochen“, die als amtliche Beschützer bei dem Missionär haften. Im Falle der Not konnten zwei weitere Stammesgenossen beigezogen werden.

Am Tage, da der verbrecherische Anschlag erfolgte, war nur eine einzige Wache zu Hause. Zwei hatten dringender Geschäfte halber eine weitere Reise unternommen. Der Zurückbleibende wurde bei der Verteidigung des Missionärs verwundet.

P. Brion hatte im Einverständnis mit den chinesischen Behörden von Ma-pien seinen Posten bezogen und zweimal — 1931 und 1933 — von den Präsekten eine ausdrückliche Genehmigung erhalten. Ein greifbarer Schutz war damit nicht verbunden, denn wie schon angedeutet, entzieht sich das fragliche Gebiet der Kontrolle der chinesischen Behörden.

Am Dienstag, den 20. August, um 9 Uhr früh stellte sich ein Angehöriger des Stammes der Lolo, ein gewisser Ga-to, mit seinem Diener im Hause des Missionärs vor. Angeblich um Moschus zu verkaufen. Pater Brion erklärte, er treibe keinen Handel. Jetzt bot der Lolo einen kleinen Sklaven zum Kauf an. Auch das schlug der Pater ab, gab aber seiner Wache den Auftrag, hinauszugehen und sich den Sklaven anzuschauen, als ob er ein Interesse dafür habe. Der Missionär wollte offenbar Ga-to nicht ganz vor den Kopf stoßen, zumal dieser einem Stamme angehörte, der ob seiner Wildheit bekannt war. Um den unangenehmen Besucher noch mehr zu befänstigen, bot ihm P. Brion noch eine Flasche Schnaps an und verließ seinerseits das Haus. Er ging auf eine Gruppe Besucher zu, die fünfzig Schritte entfernt warteten. In diesem Augenblick stürzten aus dem Dickicht fünf Lolos hervor und bemächtigten sich des Paters, während Ga-to ganz erstaunt tat und scheinbar protestierte. Im Nu hatte man dem Missionär die Hände auf den Rücken gebunden und eine Schlinge um den Hals geworfen. Die Angreifer waren aus dem Stamm der A-tcho und A-lu-kia für den Überfall gedungen.

Weitere hundert Lolos kamen aus dem nahen Wald und nahmen eine regelrechte Belagerung des Missionshauses vor.

Sie fesselten die Diener und plünderten nun das Wenige, was zu finden war.

P. Brion wird am Bart gezerrt und mit dem Strick um den Hals fortgeführt. Nach etwa zwanzig Schritten fällt er zu Boden. Die Henker setzen ihren Weg fort und schleifen den Unglücklichen weiter. Nach ungefähr hundert Meter starb er den Tod des Ersticken. Der Leichnam wurde noch einen Kilometer weitergezogen und dann der Kleider beraubt.

Wohl versuchten die Diener, die sich mittlerweile in den Wald geflüchtet hatten, dem Missionär Hilfe zu bringen. Aber es war zu spät.

Man stellte an der Leiche außer leichten eine Reihe tödlicher Verletzungen fest, die wie die anderen durch Holzinstrumente herbeigeführt waren.

Raubgier und Hoffnung auf ein schweres Lösegeld mögen die Schuld an der Tat tragen. Man munkelt außerdem von einer Gruppe Kommunisten, die sich im Innern des Landes aufhalten soll; möglicherweise sind sie Anstifter des Verbrechens.

Südafrika. (Die Eingeborenenfrage.) Der Gesetzentwurf „für die bessere Vertretung der Eingeborenen bei der Regierung“, die sogenannte „Native Bill“, wird zur Zeit im Abgeordnetenhaus beraten. Die öffentliche Meinung steht der Bill, die ein Zweifaches bezweckt: 1. Abschaffung der Cape Franchise, 2. Überweisung von sieben Millionen südafrikanische Morgen Landes an die Schwarzen, vielfach skeptisch gegenüber.

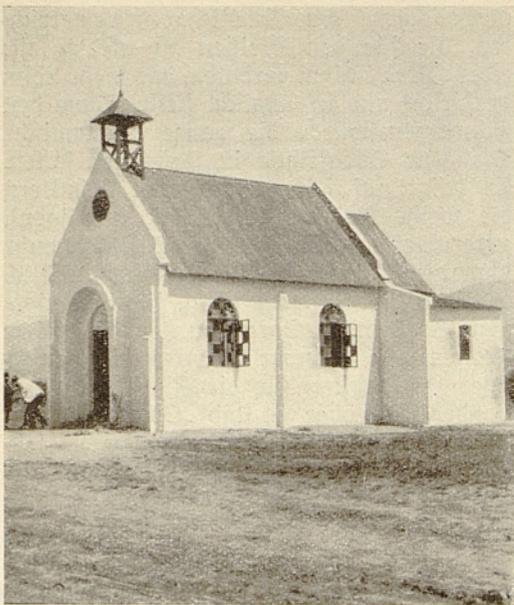
Der Teil der Vorlage, der sich mit dem Wahlrecht und seiner Abänderung befaßt, möchte den Schwarzen jegliche Vertretung im Abgeordnetenhaus entziehen, wie sie durch die Cape Franchise von 1860 zugestanden war, und ihnen dafür die Möglichkeit einer Vertretung im Senat bieten. Die Kritiker machen geltend, daß dem Neger das, was er besaß, genommen und ihm dafür nichts Gleichwertiges geboten wird. Geht der Vorschlag durch, hat der Eingeborene im Parlament, das die Südafrikanische Union regiert, überhaupt keine unabhängige direkte Vertretung mehr. Zahlenmäßig ist das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß fünf zu zwei.

Der Eingeborene ist der Arbeiter im Land, er pflügt und sät. Im Hause ist er das Mädchen für alles, Küchen- und Zim-

mermäddchen. Jede Arbeit hat er zu verrichten, die für den Weißen zu niedrig ist; jedes Werk ist ihm verboten, das mehr Lohn verspricht und in Aussicht stellt. Ohne den Schwarzen würde die ganze ökonomische Struktur Südafrikas in Trümmer fallen. Er trägt auf seinen schwarzen Schultern die weiße Gesellschaft. Er ist intelligent, gutgeartet, er beobachtet das Gesetz. Manche schwarze Männer und Frauen sind wirklich gebildete Leute, wohl fähig, für ihre eigenen Bedürfnisse Sorge zu tragen. Diese Frauen und Männer könnten ein gewaltiger Aktivposten für die Zivilisation des Landes sein, aber sie sind „Schwarze“ und darum ausgeschlossen vom Wahlrecht. Als Ersatz ist ein Native Repräsentativrat für die Union vorgesehen. Aber dieser Rat hat nur beratende Stimme, ist praktisch macht-



Alter Zuluzauberer. Die Hörner dienen zur Aufbewahrung von Zaubermedizin.



Kapelle in Tonetti, einem Außenposten von Barberton.

los. Zudem kann der Gewählte aus allen möglichen Gründen von der Regierung abgelehnt werden. Vier weiße Senatoren bringen die Bitten des Rates vor den Senat. Bisher waren schon vier Senatoren von der Regierung als Sprecher der Schwarzen ernannt. Jetzt ist ihre Zahl auf acht erhöht worden.

Wenn man sich erinnert, daß höchstens einer der vier Senatoren gelegentlich milde Vorstellungen erhob, verspricht man sich nicht viel von der Wirksamkeit der acht neuen.

Auch der zweite Punkt des Gesetzesurfes, Überweisung von sieben Millionen Morgen Land an die Schwarzen, wird als halbe, völlig unzureichende Maßnahme gekennzeichnet. Was der Eingeborene braucht, ist Gerechtigkeit, Aufhebung der unbilligen Gesetzgebung. Der Neger braucht die Sympathie und praktische Hilfe der Weißen, um auf die Stufe menschlicher Zivilisation emporsteigen zu können. (Fides.)

Im Banne der Ngil.*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster. (Fortsetzung.)

Der Angeredete wandte sich und schaute dem Padrone gerade in die Augen. Plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper. Sein Gesicht ward bleich wie frisches Linnen. Die Hände hoben sich, um die Reling zu fassen, aber schlaff glitten die Arme wieder herab. Mit den verglasten Augen eines Sterbenden starrte er auf den Kapitän. „William!“ schrie er auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Padrone zuckte zusammen. Beinahe wäre er auf der Treppe gefallen, da er eine Stufe übersehen hatte. Rechtzeitig hielt er sich noch am Geländer fest und erreichte glücklich das Boot. Noch einmal winkte er den oben Stehenden zu. Das Boot stieß ab.

Die „Mew“ nahm ihren Kurs nach Südwest mit Woll dampf wieder auf. Der Kommandant rief Johnson in seine Kabine und teilte ihm seine Pläne mit. Auf der Linie Kongo—St. Thomé wollten sie einige

Tage kreuzen, um des Piraten vielleicht doch noch habhaft zu werden.

Leutnant Williams hatte den Schrei des Heizers auch gehört. Er glaubte sich gerufen und ging ins Zwischendeck. Der Koch stand vor der Kombüse. „Hat nicht jemand nach mir verlangt?“ fragte er ihn.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Leutnant.“

„Es war aber doch vorhin eine gewisse Aufregung hier unten.“

„Ach ja! Dem Heizer Millbars ist schlecht geworden. Man hat ihn schon ins Lazarett getragen.“

Zwei Minuten später betrat Williams das Lazarett. Der Kranke lag schon zu Bett. Der Arzt bemühte sich um ihn. Sechs Betten standen in dem langen, schmalen Raum. Alle mit weißem Linnen frisch bezogen, jederzeit zur Aufnahme eines Kranken bereit.

In der hintern Ecke lag der Oberbootsmannsmaat Tailor, der vor einigen Tagen plötzlich unter heftigen Anzeichen einer

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

Mädchen bei Flechtarbeiten in der Missions-Gewerbeschule.



Vergiftung erkrankt war. Daraufhin hatte Raffles eine sorgfältige Prüfung aller Konserven vorgeschrieben, die zum Verbrauch kamen, und Dr. Fox unterzog sich dieser Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Jede Konservendose, die nicht ganz einwandfrei war, wanderte über Bord. „Es ist leichter, eine Krankheit zu verhüten, als sie zu heilen“, meinte der Arzt, „und das Leben eines Menschen ist mehr wert als hundert Konserven.“

Taylor hatte die Gefahr glücklich überstanden. Als Leutnant Williams eintrat, erwiderte er seinen stummen Gruß durch freundliches Nicken. Auch die Gesichter der beiden Matrosen, die, unter schweren Decken verpackt, ihr Fieber ausschwitzten, hellten sich auf, als sie ihres liebsten Vorgesetzten ansichtig wurden. Der freundliche, stille Mensch, der erst kurze Zeit an Bord war und seine erste größere Reise machte, hatte sich alle Herzen erobert. Zuworkommend und gefällig gegen die andern Offiziere, kam er seinen Untergebenen immer kameradschaftlich entgegen. Kein Wunder, daß man ihn deshalb stets ins Vertrauen zog und sich in allen Anliegen gern an ihn wandte. Und Williams half jedem, wenn er es konnte. Der Kranken nahm er sich in besonderer Weise an. Ihnen durfte nichts abgehen. Der „Erste“ war stets beruhigt, wenn er sie in der Obhut seines „Benjamin“ wußte. Williams hätte gerade

so gut Arzt oder Priester sein können. Er besaß großes Geschick, mit Kranken umzugehen. Das war allgemeine Ansicht an Bord. Er schien den schneidigen Offizier ausgezogen zu haben, wenn er das Lazarett betrat. Im Dienst war er gewissenhaft und peinlich genau. Aber er hatte selten nötig, zu tadeln oder gar zu strafen. Selbst die als „Drückeberger“ bekannten Leute wurden eifrig, sobald sie seinem Kommando unterstellt waren. Niemand brachte es übers Herz, das Mißfallen des leutseligen Mannes durch Nachlässigkeit wachzurufen.

Millbars war noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt. Stoßweise hob und senkte sich seine Brust. Hin und wieder ging ein leises Zucken über sein Gesicht. Dann öffneten sich die Augenlider, und der Kranke starrte eine Zeitlang in die Ferne. Aber er sah nichts und erkannte auch niemand. Dr. Fox winkte Williams ans Krankenbett. „Kommen Sie, Herr Leutnant. Der Kranke hat nach Ihnen verlangt. Vielleicht erkennt er Sie, sobald er Sie sieht oder hört. Reden Sie ihm einmal freundlich zu.“

„Wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen?“ fragte Williams teilnehmend.

„Kann ich auch nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht ist die Überarbeitung im Heizraum schuld. Ich habe nie etwas von

Herzschwäche an ihm bemerkt. Und doch scheint das Herz vor allem angegriffen.“

„Wenn ich nicht irre“, sagte Williams, „stand er vor zehn Minuten noch im besten Schwarz vor der Kombüse. Wissen Sie nicht, was da los gewesen ist?“ wandte er sich an James Neighbour, der den Kranken vorher hatte heruntertragen helfen. „Sie waren doch auch da oben.“

„Jawohl, Herr Leutnant! Wir haben uns ganz gemütlich unterhalten, und da bekam er den plötzlichen Schrecken, als gerade der Kapitän der ‚Barcelona‘ wegging. Ich sagte noch, schau mal her, sagte ich, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht? Da war es aus. Aber mir kam...“

„Pfi!“ machte der Arzt. Der Kranke wurde unruhig, wand sich, wie von innerem Schmerz gefoltert, rang die Hände, murmelte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Eine kleine Weile lag er wieder ruhig. Dann raffte er sich unversehens auf, starrte die Anwesenden mit dem Ausdruck des größten Schreckens an. „Will...! Es ist nicht wahr“, schrie er laut, hob abwehrend die Hände und sank erschöpft in die Kissen zurück. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den gequälten Leib.

Dr. Fox fühlte den Puls des Kranken und nickte befriedigt. „Der erste Anfall ist glücklich überstanden“, sagte er. „Jetzt ein gesunder Schlaf, dann ist kaum noch Schlimmes zu befürchten... Sie können gehen“, wandte er sich an den Heizer. „Herr Leutnant, wenn der Kranke wieder nach Ihnen verlangen sollte, darf ich Sie rufen lassen?“

„Gewiß, Herr Doktor! Ich will ohnehin noch etwas hier bleiben. Habe Zeit bis vier Uhr. Hoffentlich erholt sich der arme Kerl bald wieder.“

Williams ging zu den Betten der beiden Matrosen. „So, Jungens, jetzt mal ordentlich geschwitzt“, sagte er lachend. „Ein paar Stunden aushalten, dann ist das Fieber wieder heraus. Keine angenehme Sache, was? Hab's vor drei Wochen selber mitgemacht, bin aber wieder tadellos auf dem Damm. Und daß ihr mir die Decken fein zuläßt. Genügend mit Tee versehen?“

„O, mehr wie genug, Herr Leutnant.“

„Trinkt, was das Zeug hält, damit die Leber nicht trocken wird. Schwitzt mir gründlich, sonst laß ich euch Kanone schwingen, bis ihr naß seid wie begossene Pudel.“

Die beiden lachten. Sie wußten, wie das gemeint war. Bill Barker, der in der Woche vorher Fieber gehabt, hatte bis dahin keine Hand im Dienst gerührt. Als er sich bei Williams meldete, hatte ihn der Leutnant mit erkünstelter Grobheit angefahren: „Was? Sie wollen Dienst tun? Junge, Sie können ja kaum gerade stehen. Was denken Sie sich denn unter Dienst? Da setzen Sie sich mal hin und passen Sie auf, wie das gemacht wird. Sie werden wohl samt dem Fieber auch alles Exerzieren ausgeschwitzt haben. Na, sitzen Sie noch nicht?... Sogar das Behorchen hat der Mann verlernt!“ So war Williams.

„Nun, Obermaat, bald die faulen Fische verdaut? Sie, ein alter Seebär, machen solche Geschichten! Wo bleibt da das Beispiel für die Jugend? Der Doktor wird Ihnen das austreiben. In Zukunft können Sie sich Fische denken. Sie bekommen keine mehr.“

„O, Herr Leutnant, ich habe auch kein Verlangen danach. Der Appetit ist mir vergangen.“

„So ist's recht. Sie sind ein folgamer Patient. Wie lange müssen Sie noch im Bett bleiben?“

„Ich hoffe in den nächsten Tagen wieder aufstehen zu dürfen.“

„Freut mich. Das Rumliegen ist langweilig. Haben Sie nichts zu lesen da?“

„O ja, ich habe schon angefangen, wurde aber bald müde davon.“

„Kein Wunder, wenn man so nach allen Regeln der Kunst ausgepumpt ist.“

Der Arzt hatte sich überzeugt, daß Millbars ruhig schlief. Er verließ das Lazarett. Ein Wärter hatte sich neben sein Bett gesetzt und beobachtete den Kranken.

Taylor deutete auf einen Stuhl. „Herr Leutnant, wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?“ Williams kam der Aufforderung nach. Sie plauderten von diesem und jenem, vom Dienst, von der Reise, von den Aussichten, von der Heimfahrt. Wenn Williams bei den Kranken war, konnte er

Drei junge abessinische
Priester.

Bischof Jarosseau, der
Apost. Bitar der Gallas,
konnte jüngst wieder drei
junge Abessinier zu Prie-
stern weihen. Sie geben
gerade ihren Mitstudenten
vom Großen Seminar den
Primizsegen.

Im gleichen, von den Ka-
puzinern betreuten Spreng-
gel gibt es bereits 18 ein-
heimische Priester; das
Bisariat Abessinien, mehr
im Norden des Kaiser-
reiches gelegen und unter
der Obhut der Lazaristen
stehend, zählt ungefähr 15
einheimische Priester. Die
Apostol. Präfektur Kassa
im Westen hat vorerst noch
keinen eigenen Klerus
aufzuweisen. Immerhin
erteilen die Consolata-
Missionäre von Turin bereits 20 kleinen Seminaristen und drei Theologiestudenten Unterricht. Über
20 Knaben befinden sich in einer Vorbereitungsschule.



reden wie ein Buch. Eine halbe Stunde
mochte so vergangen sein. Da wurde leise
die Tür geöffnet. Neighbour trat ein.
„Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich
wollte bloß mal nach meinem Landsmann
sehen. Und da der Herr Leutnant noch da
sind, hätte ich dem Herrn Leutnant noch
was zu sagen.“

„Gut, aber kommen Sie näher, damit
Sie nicht so laut zu reden brauchen. Sie
könnten Ihren Landsmann aufwecken.
Was haben Sie auf dem Herzen?“

„Ja, sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe
um acht Uhr wieder Heizwache. Und da
sagte ich mir, James, sagte ich, leg dich hin
und schlaf dich aus. Dem Millbars helfen
kannst du doch nicht. Also legte ich mich
aufs Ohr. Aber mit dem Schlafen wurd'
und wurd' das heute nichts. Sowie ich die
Augen zumachte, immer wieder sah ich das
Gesicht von diesem Kerl, verzeihen Sie,
Herr Leutnant, von diesem Kapitän der
'Barcelona'. Den mußt du doch kennen,
dachte ich; James, wo hast du den nur
schon gesehen? Ich konnte mich nicht be-
sinnen. Da stellte ich mir vor, ich ginge ganz
nahe an ihn heran und nähme ihm den
Verband weg, den er um den Kopf hatte.
Nun war mir, als sähe ich eine lange

Narbe auf seiner Stirn. Sein Gesicht
wurde mir bekannt. Himmel, entfuhr es
mir ganz laut, Himmel, der William, der
tolle William Millbars! Der war es und
kein anderer! Sehen Sie, Herr Leutnant,
ich habe den Burschen von Jugend auf ge-
kannt. Wir sind aus demselben Dorf. Ein
Tunichtgut, sag' ich, von Kindesbeinen an.
Später traf ich ihn in Newcastle. Die
Narbe stammt von einem Bierkrug. Und
heute, das war er wieder. Genau wie
früher sieht er aus. Nur der Bart ist
schwarz; der war damals rot. Und der da“,
er wies nach dem Bette Millbars, „das ist
sein Bruder. Der muß ihn auch erkannt
haben. Das hat ihn so erschreckt.“

Neighbour hatte sich in Feuer geredet,
die letzten Sätze waren laut gesprochen.
Der Kranke regte sich. Williams hatte sich
erhoben. „Mann, täuschen Sie sich nicht?“

„Gar nicht, Herr Leutnant, nur wegen
des Bartes bin ich im Zweifel.“

„Einen Bart kann man färben.“

„Dann laß ich mich hängen, wenn es
nicht der Bruder von dem da gewesen ist.“

Der Kranke murmelte im Schlaf. Leut-
nant Williams näherte sich leise dem Bett
und lauschte. Es war kein Sprechen, nur
wie ein Hauch kamen die Worte von den

Lippen. Er mußte die Hälfte erraten. Aber was er hörte, war genug.

„William! . . . Die Mutter . . . sie weint um dich . . .“ Er schluchzte auf. Tränen rannen über seine Wangen.

Einen Augenblick stand Williams in Gedanken versunken. Barnill — Millbars — Himmel, wie war es möglich, daß er das nicht gleich gemerkt hatte! Derselbe Name, die Silben vertauscht. Weiterer Beweis bedurfte es nicht. Ohne Gruß glitt er zur Türe hinaus, die Treppe hinauf. Zum Kommandanten.

Raffles hatte sich in seiner Koje zur Mittagsruhe niedergelegt. Williams horchte an der Türe. Auf sein Klopfen erhielt er keine Antwort. Er stürmte davon. Jede Sekunde war hier kostbar. Er wollte zur Brücke hinauf. Was er da wollte? Er wußte es nicht. Da kam ihm der „Erste“ entgegen.

„Manu, wohin in solcher Eile?“

„Wir müssen Kurs ändern, sofort, sofort. Er entkommt uns sonst.“

„Wer denn? Was denn? Kind, Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!“

„Kurs ändern! . . . Der Pirat . . . Er war es doch . . . Ich wußte es ja, daß wir ihn fangen.“

Johnson faßte seinen „Jüngsten“ bei den Schultern.

„Sie haben sich wohl an mir angesteckt, Kleiner? Kommen Sie zu sich. Ich habe mich geirrt.“

„Es war kein Irrtum, Herr Kapitanleutnant. Der Mann hieß nicht Barnill, sondern Millbars. Neighbour hat ihn erkannt, und der Heizer Millbars phantasiert beständig von ihm.“

„Wo ist Neighbour?“ — „Soeben war er im Lazarett.“ — „Kommen Sie!“ Johnson ging mit langen Schritten voran.

„Und der Kurs?“ fragte Williams schüchtern. — „Kleiner, seien Sie still; mir pläzt

der Kopf. Noch einmal möchte ich mich nicht vor dem ‚Alten‘ blamieren.“ . . .

Millbars war aus seiner Betäubung erwacht. Neighbour und der Krankenwärter standen an seinem Bett.

„Wie steht’s?“ fragte Johnson, als er mit Williams das Lazarett betrat. — „Ich wünschte, ich wäre gestorben“, antwortete der Kranke müde.

„Leutnant Williams sagte, Sie hätten in dem spanischen Kapitän einen Bekannten gesehen.“

„Meinen Bruder!“ sagte er tonlos.

„Und Sie können das bestätigen?“ wandte sich der „Erste“ an Neighbour.

„Jawohl, Herr Kapitanleutnant, er war es.“

„Ist zwar eine traurige Sache, aber, Millbars, nehmen Sie es nicht zu sehr zu Herzen. Sie können nichts dafür. In den besten Familien gibt’s mal ’nen Taugenichts. Wir wissen trotzdem, was wir an Ihnen haben. Waren immer ein braver Kerl.“ Er schüttelte ihm die Hand. „Neighbour, kommen Sie. Der Mann muß Ruhe haben.“

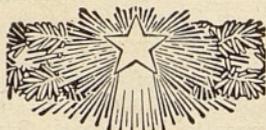
Als sie draußen waren, sagte er: „Kommen Sie mit hinauf! Wahrscheinlich wird der Herr Kommandant mit Ihnen reden wollen . . . Und Sie, Williams, natürlich auch.“

Johnson pochte an die Türe der Kapitänskabine. Es blieb still. Er pochte stärker. Ein drittes Mal. Endlich . . . „Herein!“ Es klang verschlafen. Williams und Neighbour blieben draußen.

„Ah, Kapitanleutnant, Sie haben mich im Schlaf gestört.“ Raffles saß auf dem Bettrand.

„Verzeihung, Herr Kommandant, es mußte sein. Es hat sich herausgestellt, daß der Kapitän der ‚Barcelona‘ doch ein Pirat ist, ein waschechter Engländer . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Schriftleitung und Verlag entbieten allen Beziehern des „Stern der Neger“ herzlichste Weihnachtsgrüße und beste Neujahrswünsche!